

Gabriele Jähnert, Ilona Pache, Wibke Straube, Nadine Teuber und Sven Glawion

Bericht zur 4. Arbeitstagung der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum

Gender Studies im Reformprozess hochschulpolitischer Standortbestimmungen

Gabriele Jähnert

Bereits zum 4. Mal fand in diesem Jahr die Arbeitstagung der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum statt. Nach der HU 2003, Bremen 2004 und Hamburg 2005 organisierte die Konferenz der Zentren und Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterforschung an hessischen Hochschulen (KonZen) vom 30.6. bis 1.7. 2006 an der Fachhochschule Frankfurt /M diese für die Gender Studies Studiengänge und Genderzentren zentrale Zusammenkunft, in der die Erfahrungen der eigenen Arbeit reflektiert und neue Strategien entwickelt werden können.

In diesem Jahr bildete die Analyse des Studienreformprozesses und die Institutionalisierung und Vernetzung in Deutschland, Österreich und der Schweiz den Schwerpunkt der Diskussion.

Den Stand der Studienreform in Deutschland und deren Auswirkungen auf die Gender Studies stellte Ruth Becker (Universität Dortmund) auf der Grundlage einer von ihr erstellten Studie vor. Danach waren die Erfahrungen bundesweit sehr heterogen. Etwa ein Drittel der Hochschulen schätzt ein, dass die Studienreform auf die Verankerung der Frauen- und Geschlechterforschung in der Lehre keine Auswirkungen gehabt habe, für ein Drittel machte die Studienreform eine partielle Verankerung erst möglich, und bei einem weiteren Drittel der Hochschulen wurden die Gender Studies aus dem Kanon der Fächer ausgemustert. Die Integration der Gender Studies geschieht in unterschiedlicher Form: als fächerübergreifendes Gender-Modul, als integrativer Ansatz, d.h. Gender als Querschnittsaufgabe in den Modulen, als partikular-expliziter Ansatz, d.h. Gender als Modulbestandteil oder als expliziter Ansatz in Form von Gender Studiengängen. In wiefern diese in den Studienordnungen fixierten Gender-Inhalte tatsächlich und in welcher Qualität umgesetzt werden und gesichert sind, konnte dabei allerdings nicht erfasst werden. Die Akkreditierungsagenturen bringen den Prozess der Integration der Gender Studies in die neuen Studiengänge gegenwärtig jedoch nicht voran. Auch Geschlechtergerechtigkeit spielt keine Rolle. Auf Nachfrage bekundeten die Agenturen: Wenn die Hochschulen kein Konzept zur Geschlechtergerechtigkeit hätten, wurde dieser Aspekt nicht geprüft.

In der Schweiz, so berichtete Brigitte Schnegg (Universität Bern), ist der Bologna-Prozess ebenfalls in vollem Gange – mit ähnlichen Erfahrungen und Problemen wie in Deutschland: weniger Flexibilität, zu wenig Ressourcen, Unklarheit, welche Konsequenzen Akkreditierungen haben. In den Universitäten gestaltet sich die Integration der Gender Studies viel schwieriger als zuvor, da der Reformprozess mit einer Retraditionalisierung der Fächer verbunden ist. Eine Chance der Integration von eigenständigen Gender-Modulen bietet sich allerdings immer dann, wenn kleine Fächer kapazitäre Schwierigkeiten mit ihren eigenen Studiengängen haben.

In Österreich mit seinen 19 Universitäten erfolgt die Akkreditierung universitätsintern und wird im Rahmen der Leistungsvereinbarungen zwischen den Universitäten und Ministerien vereinbart. Der Umstellungsprozess steht hier noch mehr am Anfang als in Deutschland und der Schweiz. In der Tendenz deutet sich – so Gabriella Hauch

(Universität Linz) – an, dass Gender Studies sehr selten als Pflichtmodul, wenig als Wahlpflichtmodul, aber sehr häufig als freies Wahlfachmodul angeboten werden wird. Entscheidend sei hier vor allem die personelle Konstellation, z.B. in den Gremien, vor Ort. Linz selbst hat es auf diesem Wege geschafft, Gender Studies als gesamtuniversitären Schwerpunkt zu verankern, d.h. als Folge pro Fakultät eine Gender Professur einzurichten.

Auch bezogen auf die Frage, welchen Institutionalisierungs- und Vernetzungsgrad die Gender Studies in Deutschland, Österreich und der Schweiz haben, war der durch die Beiträge von Heike Kahlert (Universität Rostock), Helga Hauenschild und Edith Kirsch-Auwärter (Universität Göttingen), Karoline Bankosegger (Universität Salzburg) und Brigitte Schnegg (Universität Bern) mögliche Vergleich äußerst interessant.

In der Schweiz und in Österreich sind der Kooperations- und Vernetzungsgrad der Gender Studies hervorragend. Besonders in der Schweiz – auch begünstigt durch deren Größe – findet dies seinen Ausdruck in abgestimmten Lehrprogrammen, einer gemeinsamen elektronischen Informations- und Kommunikationsplattform (Gender Campus Schweiz), einem Graduiertenkollegsnetzwerk und z.B. einer gemeinsamen frankophonen feministischen Zeitschrift (Nouvelles Questions Féministes). Die Institutionalisierung und finanzielle Absicherung dagegen ist in der Schweiz unterentwickelt.

Wie in der Schweiz kam die Initialzündung zur Verankerung der Gender Studies auch in Österreich aus der Politik. Hier gibt es seit 2002 eine gesetzliche Regelung, dass jede Universität eine Koordinationsstelle für Gleichstellung und Genderforschung einrichten soll. Die einzelnen Universitäten entwickelten hier unterschiedliche Modelle und Formen (Gleichstellung und Genderforschung getrennt oder gemeinsam), woraus sich verschiedene strukturelle Probleme ergeben.

Auch in Deutschland hat die politische Steuerung durch den Staat und die Forschungsinstitutionen eine wichtige Bedeutung für die Institutionalisierung der Gender Studies gehabt. Diese ging – betrachtet man die Zentren, Professuren und Studiengänge, seit den 80er Jahren sehr langsam, aber ständig voran. Als Problem stellt sich hier der anstehende Generationswechsel auf professoraler Ebene und die „Befristung auf Dauer“ dar. H. Kahlert forderte daher, dass Gender Studies nicht nur von Sonderprogrammen getragen werden, sondern in die Leistungsvereinbarungen zwischen Land und Universität, d.h. in die normale Mittelvergabe hinein müssen, es also ein „Bewährungsmodell“ für die Gender Studies geben muss.

Auch in der Diskussion spielte dieser Aspekt sowie die Frage von Konkurrenz und Anerkennung eine wichtige Rolle. Die „Kultur der vorenthaltenen Anerkennung“ in der Begutachtung von geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschungsanträgen durch die Geistes- und Sozialwissenschaftler selbst ist ein Problem (wie z.B. im Exzellenzwettbewerb zu sehen), dessen sich auch die Gender Studies bewusst sein und damit strategisch umgehen müssen.

Auch vor diesem Hintergrund waren sich alle Anwesenden einig, dass diese Konferenz regelmäßig stattfinden und der dringend notwendigen Vernetzung und gegenseitigen Unterstützung dienen sollte.

Es wurde beschlossen, keine aufwendige Organisation (z.B. Verein) zu gründen, sondern ein „Staffettenmodell“ zu wählen. Jedes Jahr soll diese Konferenz nach Möglichkeit von einer anderen Einrichtung vorbereitet werden. In der Zwischenzeit gibt es, um vor allem hochschulpolitisch handlungsfähig zu sein, eine kleinere „task force“, ein Komitee, als dessen Sprecherinnen zunächst Heike Flessner (Universität Oldenburg), Gabriele Jähnert (HU Berlin) sowie eine Repräsentantin der Einrichtung, die die nächste Arbeitstagung vorbereitet, fungieren.

Tagungen – Berichte

Beschlossen wurde die Einrichtung einer eigenen Homepage, die sich gegenwärtig in der Erarbeitung befindet und ab Beginn des Wintersemesters unter der Adresse www.genderkonferenz.eu abrufbar sein soll. Als interne Kommunikationsplattform steht dem Zusammenschluss dank dem Angebot der Schweizerinnen deren Intranet auf der Gender-Campus-Seite zur Verfügung.

Neben diesen o.g. weitgehend im Plenum diskutierten Fragen gab es auch auf diesem Treffen wiederum einige Arbeitsgruppen, die sich mit spezifischen Fragen beschäftigten:

Arbeitsgruppe Kerninhalte

Ilona Pache

Für die Arbeitsgruppe Kerninhalte brachte Christa Binswanger (Universität Bern) mit ihrem Input-Statement die Frage ein, inwiefern die Konturen der sich abzeichnenden Disziplinarität der deutschsprachigen Geschlechterforschung sozialwissenschaftlich dominiert seien und welcher Platz auf dem „Turnierplatz der Wissenschaft“ heute literaturwissenschaftlichen respektive „klassisch geisteswissenschaftlichen“ Herangehensweisen zukomme. Binswanger vertrat die These, dass die sich im Zuge der Bologna-Reform vollziehende Ökonomisierung von Wissen zu einem Terrainverlust „klassischer Geisteswissenschaften“/der Literaturwissenschaft bei der Formierung eines Kanons der deutschsprachigen Geschlechterstudien führe. Sie erinnerte an die langjährige Auseinandersetzung mit Kanonisierungsprozessen in der Literaturwissenschaft und besonders an den von Sigrid Weigel (1988) geprägten Begriff des „schiehenden Blicks“. Sie plädierte dafür, den „schiehenden Blick“, der die weibliche Doppelexistenz, die immer eine gleichzeitige Position des „innerhalb und außerhalb“ (der Teilhabe an und Ausgrenzung aus einer Kultur) ausmache, in die Auseinandersetzung mit den Kanonisierungsprozessen einzubringen. Im Anschluss an Sabine Harks „Dissidente Partizipation“ (2005) sah sie damit die Möglichkeit, das kritische Potenzial der Dissidenz mit einem Anspruch auf Partizipation an der Wissensproduktion zu verbinden.

Anschließend wurden generelle Fragen zur Verortung der Geschlechterstudien im Feld der Wissenschaft aufgegriffen. Das betraf Versuche, den disziplinären Status der Geschlechterstudien mit Begriffen wie trans-, inter- oder postdisziplinär zu fassen, Bezüge zum gegenwärtigen Stand der Ressourcen (Lehrstühle) und die Benennung von Wissensbeständen wie Gesellschaftstheorie, Methoden, Themenfelder, Interdependenzen und Wissenskritik. In einer ausführlichen Diskussion um Kompetenzen, die in den disziplinär anspruchsvollen Gender Studies ausgebildet werden, erschienen Fragen über den didaktischen Weg noch weitgehend unbearbeitet.

Arbeitsgruppe Interdisziplinarität und Transdisziplinarität in den Gender Studies

Wibke Straube, Nadine Teuber und Sven Glawion

Neben den Promovierenden des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“ (HUB) waren bei dieser Arbeitstagung auch Promotionsstudentinnen des Graduiertenkollegs „Öffentlichkeit und Geschlechterverhältnisse“ (Frankfurt am Main/Kassel) sowie aus Greifswald anwesend, um sich über die institutionellen Rahmenbedingungen der Gender Studies zu informieren und sich dabei – als „Nachwuchs“ – mit eigenen Ideen und Kritiken einzubringen. Wir haben einen Workshop angeboten, der einerseits der Vernetzung andererseits dem Austausch zwischen den Graduiertenkol-

legs dienen sollte. Dabei fokussierten wir die Inter- und Transdisziplinarität, die vielen Studierenden und Promovierenden der Gender Studies (so auch uns) nicht nur Horizonte eröffnet, sondern immer wieder auch vor theoretische, methodische, kommunikative und strategische Probleme stellt.

Identität: GeschlechterforscherIn?

Deutlich wurde uns in der Diskussion zunächst, wie unterschiedlich Inter- und Transdisziplinarität in verschiedenen Nachwuchsförderungen konzipiert wird. Während manche Betreuenden versuchen, ihre Promotionsstudierenden an eine Disziplin zu binden, regen andere sehr aktiv und direkt das Arbeiten an den Schnittstellen an. Letztgenanntes Vorgehen eröffnet vielfältige Möglichkeiten, wirft aber immer wieder ein großes Problem auf: die Abwesenheit einer fachlichen Identität von GeschlechterforscherInnen. In nicht-inter/transdisziplinären Studiengängen ergibt sich eine solche oft durch ein klar umrissenes Forschungsfeld und eine eindeutige Markierung der Fachrichtung, was in den Gender Studies aufgrund der umfassenden Perspektivierung nicht möglich ist. In der traditionsverhafteten Wissenschaftswelt führt das – spätestens nach dem Studium – zu Problemen: Das wissenschaftliche Ich kann sich nur schlecht verorten und wird in Ausschreibungen selten angesprochen. Zusätzlich wird AbsolventInnen der Gender Studies von WissenschaftlerInnen aus konventionellen Fachdisziplinen mit Skepsis bis hin zur Aberkennung der wissenschaftlichen Kompetenz begegnet.

Um diesen Fallen entgegen zu treten, fokussieren viele Studierende und Promovierende ihre weiteren Fächer in etablierten Disziplinen. Für die Gender Studies ist das oft schade und auch problematisch, denn die NachwuchswissenschaftlerInnen werden gebraucht, um die Geschlechterforschung im deutschen Sprachraum zu protegieren und auch zukunftsfähig machen zu können.

Wie lässt sich mit diesen Problemen umgehen? Wie kann es ein Fortbestehen der Gender Studies in der deutschsprachigen Universitätslandschaft geben und wie können gleichzeitig die Problematiken, die sich über Jahre herauskristallisiert haben, behoben bzw. thematisiert werden?

Diese und weitere Fragen werden einen wichtigen Bestandteil der nächsten Tagung der Geschlechterforschung im Sommer 2007 darstellen. Als Promovierende wünschen wir uns ein Weiterarbeiten entlang der Fragen: Wie kann dem Problem der unsicheren Positionierung begegnet werden? Wie lässt sich die wissenschaftliche und finanzielle Prekarisierung in der Wissenschaftslandschaft nach Abschluss eines Studiums oder einer Promotion in der Geschlechterforschung vermeiden?

Besonders das letztgenannte Problem ist brisant: Einerseits wird an die Studierenden und besonders an die DoktorandInnen des Studiengangs appelliert, sie sollten als MultiplikatorInnen wirken und die Geschlechterforschung beispielsweise durch eine Promotion in den Gender Studies unterstützen, gleichzeitig fehlt jedoch eine wissenschaftliche Perspektive – es fehlen Stellenprofile, die sich an DoktorandInnen in der Geschlechterforschung wenden, und es fehlt eine angemessene Bezahlung für Lehre in den Gender Studies.

Wir brauchen und wollen diesen Studiengang der Geschlechterforschung. Aber gleichzeitig möchten wir als Promovierende alle WissenschaftlerInnen im Netzwerk der Gender Studies dazu auffordern, zwischen aller Arbeit an Inhalten und Profilen, Strategien und Forderungskatalogen die Zukunft des Nachwuchses – und ganz konkret auch die finanzielle Zukunft – nicht zu vergessen.